

# Von der historischen Nationalökonomie zur historischen Soziologie

## Ein Paradigmenwechsel in den deutschen Sozialwissenschaften um 1900

**Volker Kruse**

Fakultät für Soziologie, Universität Bielefeld, Postfach 86 40, D-4800 Bielefeld 1

**Zusammenfassung:** Die deutschen Sozialwissenschaften des späten 19. Jahrhunderts waren geprägt durch heftige Methodenkämpfe zwischen den vorherrschenden historischen Schulen einerseits und den aufstrebenden nomothetischen Strömungen des Positivismus, der theoretischen Nationalökonomie und des Marxismus andererseits. Um 1900 wurden in der jüngeren Generation der historischen Schule der Nationalökonomie (Werner Sombart, Max Weber, Alfred Weber, Franz Oppenheimer) die Grundlinien eines neuen Paradigmas sichtbar, das auf die Synthese von nomothetischen und historistischen Elementen, von Theorie und Geschichte abzielte. Der vorliegende Beitrag zeigt einige Strukturelemente des neuen Paradigmas („Weimarer historische Soziologie“) auf, gibt einen Überblick über seine weitere Geschichte und fragt nach den Perspektiven für die gegenwärtige deutsche Soziologie.

Seit Thomas Kuhns „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ hat sich der Begriff des „Paradigmenwechsels“<sup>1</sup> im wissenschaftlichen Sprachgebrauch eingebürgert. Damit ist die Auffassung bezeichnet, daß Wissenschaft sich nicht als kontinuierliche, lineare Entwicklung, sondern in revolutionären Veränderungsprozessen vollzieht, wobei von Zeit zu Zeit ein vormals akzeptiertes und

praktiziertes Wissenschaftsmodell von einem neuen abgelöst wird. Unsere These ist, daß sich in diesem Sinne in den deutschen Sozialwissenschaften um 1900 ein Paradigmenwechsel abgespielt hat – von der historischen Nationalökonomie zur historischen Soziologie. Dieser ist in der soziologie- und theoriegeschichtlichen Diskussion bislang

<sup>1</sup> Herrn Daheim, Herrn Rammstedt und Herrn Roth danke ich dafür, daß sie mir unveröffentlichte Manuskripte zur Verfügung stellten, Herrn Daheim außerdem für die Diskussion der Textvorlage. – Der vorliegende Aufsatz versteht sich *nicht* als wissenschaftssoziologische Fallstudie zum Paradigmenwechsel an sich, wiewohl der Gegenstand dafür zweifelsohne geeignet wäre. Eine solche hätte aus den Kriterien der Kuhnschen „Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ einen Idealtypus des Paradigmenwechsels zu konstruieren und nach Maßgabe des empirischen Befunds zu bestimmen, inwieweit der Prozeß von der historischen Nationalökonomie zur historischen Soziologie diesen Kriterien entspricht. Ferner hätte sie die wissenschaftssoziologische Diskussion um die Anwendbarkeit des Paradigmenbegriffs in den Sozialwissenschaften miteinzubeziehen. (Wichtige Beiträge dieser Debatte sind abgedruckt in: Gary Gutting (Hrsg.): *Paradigms and Revolutions. Appraisals and Applications of Thomas Kuhn's Philosophy of Science*, Notre Dame 1980). Das Anliegen dieses Beitrags ist ein anderes: Er will eine Traditionslinie der deutschen Sozialwissenschaften, die bislang als solche kaum wahrgenommen wurde, ins

Blickfeld rücken, indem er ihre Entstehungsgeschichte herausarbeitet. In diesem Kontext fungiert das Kuhnsche Konzept des Paradigmenwechsels, konzentriert auf seinen weitgehend akzeptierten Kern, daß der wissenschaftliche Prozeß nicht bzw. nicht nur kontinuierlich-akkumulativ abläuft, sondern von immer wiederkehrenden „wissenschaftlichen Revolutionen“ geprägt ist, als heuristisches Hilfsmittel, um den Entstehungsprozeß der historischen Soziologie angemessen zu beschreiben, zu analysieren und zu charakterisieren. – Wenn wir „historische Soziologie“ bzw. „Weimarer historische Soziologie“ als „Paradigma“ bezeichnen, dann verstehen wir darunter in Anlehnung an den Sprachgebrauch, wie er sich in den Sozialwissenschaften herausgebildet hat, analog zu Systemtheorie, Phänomenologie, Historischem Materialismus usw. ein Theoriemodell eigener Art mit einheitlichen objektadäquaten, logisch in sich konsistenten Grundbegriffen. Diese Definition impliziert, daß es in den Sozialwissenschaften koexistierende und, soweit sich die Objektbereiche decken oder überschneiden, konkurrierende Paradigmen gibt.

nicht so recht wahrgenommen worden<sup>2</sup>, obwohl er für die paradigmatische Ausrichtung der „frühen deutschen Soziologie“ (Dirk Käsler) vor 1933 von wesentlicher und nachhaltiger Bedeutung war. Wir beschreiben zunächst die Lage der Sozialwissenschaften im späten 19. Jahrhundert (Abschn. I.) und stellen dann (II.) vier konzeptionelle Varianten des neuen Paradigmas vor: Werner Sombart (1863–1941), Max Weber (1864–1920), Alfred Weber (1868–1958) und Franz Oppenheimer (1864–1943)<sup>3</sup>. Anschließend analysieren wir die logische Grundstruktur des neuen Paradigmas (III.), gehen auf dessen weitere Karriere ein (IV.) und fragen nach seinen aktuellen Perspektiven für die bundesdeutsche Soziologie (V.).

### I. Die deutschen Sozialwissenschaften im späten 19. Jahrhundert

„Vor allem die einem Paradigma vorausgehende Periode“, so hat Kuhn (1976: 62) festgestellt, „ist regelmäßig durch häufige und tiefgehende Diskussionen über gültige Methoden, Probleme und Lösungsgrundsätze gekennzeichnet ...“ Auch der Entstehung der historischen Soziologie ging eine Periode heftiger Methodenkämpfe voraus.

Die deutschen akademischen Geistes- und Sozialwissenschaften, so die Rechtswissenschaft, die Sprach- und Literaturwissenschaft, die Nationalökonomie, die Philosophie, die Theologie und besonders die Geschichtswissenschaft werden im 19. Jahrhundert von den historischen Schulen beherrscht<sup>4</sup>. Erkenntnistheoretisch und methodolo-

gisch sind sie vom *Historismus* geprägt. Sein Grundprinzip besteht – in Opposition gleichermaßen zum Hegelschen Panlogismus und zum Positivismus – darin, „daß zwischen den Erscheinungen der Natur und denen der Kultur ein Wesensunterschied besteht, der für die Sozial- und Kulturwissenschaften eine prinzipiell andere Methode als für die Naturwissenschaften erfordert. Demnach ist die Natur der Schauplatz ewig wiederkehrender Erscheinungen, die sich ihrer Zwecke nicht bewußt sind; die Geschichte dagegen setzt sich aus einmaligen und unwiederholbaren menschlichen Handlungen zusammen, die von Wille und Absicht erfüllt sind“ (Iggers 1971: 13). Seit den 1870er Jahren gerät der Historismus als erkenntnistheoretisch-methodologisches Leitbild in eine Krise. Es sind die gesetzeswissenschaftlichen Strömungen des Positivismus, der theoretischen Nationalökonomie und des Marxismus, welche die historischen Schulen in die Defensive drängen. Es kommt zu ungewöhnlich heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Vertretern der historischen Schulen, die

<sup>2</sup> Innerhalb der Nationalökonomie wurde hingegen durchaus bemerkt, daß es um 1900 zu einer paradigmatischen Zäsur gekommen ist (vgl. dazu Winkel 1977: 145–149). So grenzte z. B. Joseph A. Schumpeter, Werner Sombart, Max Weber und Arthur Spiethoff als „Jüngste Historische Schule“ von der „jüngeren Historischen Schule“ Gustav Schmollers ab (Schumpeter 1965: 996–1000). – In eine ähnliche Richtung wie unsere These weist auch Lindenlaub 1967, der die Kontroversen zwischen der älteren und jüngeren Generation im Verein für Sozialpolitik im besonderen um Karl Marx beschreibt. – Im Rahmen unserer These liegt schließlich der bekannte Tatbestand, daß Max Webers Werk besonders seit etwa 1900 im Zeichen der Ablösung vom Historismus des 19. Jahrhunderts steht, wohl am besten herausgearbeitet bei Rossi (1987: 9–62). Wir möchten in diesem Beitrag zeigen, daß es sich dabei um ein Teilphänomen eines breiteren Prozesses in der deutschen sozialwissenschaftlichen Szene handelt.

<sup>3</sup> Die Wahl Sombarts, Max Webers, Alfred Webers und Oppenheimers ergibt sich insofern aus der Sache selbst, als es diese vier Sozialwissenschaftler waren, die den Übergang zur historischen Soziologie bewerkstelligten. (Später beschränkten Soziologen der 1880er und 1890er Generation die Bahn, die jene bereitet hatten; s. u., Abschn. IV.). Daß darüber hinaus neben anderen auch Sombart, Alfred Weber und Oppenheimer, heute ganz im Schatten Max Webers stehend, zu den hervorragenden deutschen Soziologen vor 1933 zu zählen sind, zeigen die Präferenzen kompetenter ausländischer zeitgenössischer Beobachter: Als der US-amerikanische Sozialwissenschaftler Earle Edward Eubank im Sommer 1934 für sein Projekt „The Makers of Sociology“ den alten Kontinent besuchte, um 24 europäische (davon zwölf deutsche) Soziologen zu interviewen, fiel seine Wahl auch auf Sombart, Oppenheimer und A. Weber (vgl. Käsler 1985). Raymond Aron stellte in seiner „Deutschen Soziologie“ (zuerst 1936) Oppenheimer und A. Weber neben Karl Mannheim als Vertreter der „historischen Soziologie“ vor (Aron 1953: 49–91). In dem von H. E. Barnes herausgegebenen Sammelband „An Introduction of History of Sociology“ (Chicago 1948) ist Sombart, Oppenheimer und A. Weber wie zehn anderen deutschen Soziologen (Wilhelm Wundt, Ferdinand Tönnies, Georg Simmel, Leopold v. Wiese, Max Weber, Ernst Troeltsch, Hans Freyer, Gustav Ratzenhofer, Othmar Spann, Ludwig Stein) jeweils ein Kapitel gewidmet.

<sup>4</sup> Einen ersten knappen Überblick über die historischen Schulen in Deutschland im 19. Jahrhundert bietet Beson (1972: 110–113). Zur Vertiefung dieser Thematik vgl. Rothacker 1930. Unauthenticated

das akademische Establishment stellen, und den Außenseitern der gesetzeswissenschaftlichen Richtungen.

Im Windschatten der erfolgreichen Naturwissenschaften meldet sich in Deutschland während der 1870er Jahre eine *positivistische Soziologie* zu Wort. In Anlehnung an Comte und Spencer, die in dieser Zeit erstmals ins Deutsche übersetzt werden, vor allem an Charles Darwin wird eine Gesellschaftswissenschaft propagiert, die anstatt der Hermeneutik den Rätseln des gesellschaftlich-geschichtlichen Ablaufs mit naturwissenschaftlichen Methoden auf die Spur kommen soll. Hans Scherrer, Privatdozent für Verfassungsgeschichte, und Otto Caspari, Privatdozent der Philosophie, halten seit 1875 an der Universität Heidelberg die ersten Vorlesungen für „Sociologie“ in Deutschland. Auch andernorts häufen sich die Vorlesungen über den Positivismus Comtes, Spencers und Mills. Paul v. Lilienfeld („Socialwissenschaft der Zukunft“, 1873–1881) und Albert Schäffle („Bau und Leben des sozialen Körpers“, 1875–1878) präsentieren die ersten großen biologistischen Theorieentwürfe der positivistischen Soziologie. Diese ersten Versuche, in Deutschland eine selbständige Wissenschaft Soziologie paradigmatisch und institutionell zu begründen, erliegen jedoch schon gegen Ende der 70er Jahre einer antidarwinistischen Kampagne aus dem wissenschaftlichen und politischen Establishment (zu alledem vgl. Rammstedt/Köhnke/Dahme 1988, Kap. „Die erste Soziologengeneration in Deutschland“).

Auch wenn die positivistische Soziologie an den Universitäten nicht Fuß fassen kann – ihr Anspruch, eine Wissenschaft der Gesellschaft nach dem Vorbild der erfolgreichen Naturwissenschaften zu begründen, bleibt ein ständiger Stachel im Fleisch der historischen Schulen, die sich unter dem Odium methodischer Minderwertigkeit zur erkenntnistheoretischen und methodologischen Neuformulierung ihres Wissenschaftsprogramms getrieben sehen. Ausgehend von der historischen Prämisse einer ontischen Wesensverschiedenheit von Natur und Geschichte, unternimmt Wilhelm Dilthey 1883 („Einleitung in die Geisteswissenschaften“) eine umfassende methodologische Neubegründung der Geisteswissenschaften. Einen antipositivistische Stoßrichtung enthalten auch die Wissenschaftskonzeptionen der Neokantianer Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert. Windelband weist in seiner Straßburger Antrittsrede von 1894 den Naturwissenschaften die „nomothetische Methode“ zu, für die „historischen Disziplinen

propagiert er die „idiographische Methode“ (Windelband 1904, bes. S. 12–18). Auch Rickert unterstreicht in „Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ (1902) die Bedeutung des Einzigartigen für die „Kulturwissenschaften“, wogegen der Schwerpunkt der Naturwissenschaften auf der Erforschung allgemeiner Regelmäßigkeiten und Gesetze liege. Windelband und Rickert verwerfen allerdings Diltheys These der Wesensverschiedenheit von Natur und Geschichte – der Unterschied ist für sie kein ontologischer, sondern ein logischer. Die Wirklichkeit wird Natur, wenn man sie unter dem Aspekt des Allgemeinen sieht. Sie wird Geschichte, sobald wir sie betrachten unter dem Gesichtspunkt des Besonderen (Rickert 1902: 255). Insofern gesteht Rickert die Möglichkeit einer positivistischen Soziologie als generalisierender Darstellung des gesellschaftlichen Lebens zu: „So wenig Erfreuliches diese Wissenschaft mit dem wenig erfreulichen Namen auch bisher erreicht haben mag, so wenig ist unter *logischen* Gesichtspunkten gegen eine naturwissenschaftliche Darstellung der gesellschaftlichen Wirklichkeit einzuwenden“ (Rickert 1902: 287 f). Er betont aber, daß „diese Darstellungen nie an die Stelle der Geschichte treten (können)“ (Rickert 1902: 289, vgl. auch S. 294). Rickerts Wissenschaftskonzept läuft also auf einen Dualismus (nicht auf eine Synthese) von positivistischer Soziologie und historistischer Geschichtswissenschaft hinaus, wobei letztere für ihn die eindeutig Höherwertige ist.

Rickerts Verteidigung der Geschichtswissenschaft gegen eine positivistische Soziologie muß im Zusammenhang gesehen werden mit dem *Methodenstreit in der deutschen Geschichtswissenschaft*, der in den 1890er Jahren in voller Schärfe entbrannt ist. Die deutsche Geschichtswissenschaft bildet die Hochburg des Historismus. Sie lehnt begriffliches Denken und theoretische Generalisation ab, besteht auf dem Monopol der historischen Methode, „die verlangt, daß der Historiker vergangenen Epochen ausschließlich mit jener Begrifflichkeit schildert, die ihm in den Quellen selbst entgegentritt“ (Mommsen 1973: 302), und beschränkt ihre Forschung auf Staat und Politik. Dagegen vertritt ein Außenseiter der Zunft, der positivistisch beeinflusste Karl Lamprecht, die These, daß wirtschaftliche und geistige Strukturen sowie kollektive Kräfte im historischen Prozeß wirksamer sind als die Taten großer Staatsmänner und Feldherren. Er fordert eine sozialpsychologische Grundlegung der Geschichte, die Einbeziehung der nichtstaatlichen gesellschaftlichen Dimensionen in den Forschungs-

prozeß, Untersuchung von Kausalbeziehungen zwischen den verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen und die Anwendung typologischer Begriffe zur Strukturierung des geschichtlichen Stoffs. Dieser Vorstoß wird vom akademischen Establishment, vertreten vor allem von Georg v. Below, Heinrich von Sybel, Dietrich Schäfer, Friedrich Meinecke, Max Lenz, Felix Rachfahl und Hermann Oncken, „unter dem Banner des freien Willens und der Persönlichkeit in der Geschichte“ (Oestreich 1969: 352) abgewiesen. Der Methodenstreit in der Geschichtswissenschaft endet mit einem totalen Sieg der traditionalistischen Verfechter einer personalistischen Politikgeschichte<sup>5</sup>; erst nach dem zweiten Weltkrieg wird die Sozialgeschichte an den (bundes-)deutschen geschichtswissenschaftlichen Fakultäten mühsam Fuß fassen können.

Besonders wichtig für die Entstehung der historischen Soziologie werden Prozesse in der Nationalökonomie, aus welcher sie sich ab etwa 1900 ausdifferenzieren beginnt. Die deutschen Wirtschaftswissenschaften werden von der historischen Schule der Nationalökonomie beherrscht, deren unbestrittenes Haupt Gustav Schmoller ist<sup>6</sup>. Sie lehnt die „klassische“ Methode der isolierenden Abstraktion ab und propagiert statt dessen deskriptive wirtschaftsgeschichtliche Forschung. „Bereits ab den 1860er Jahren erscheint eine Vielzahl historisch-beschreibender Monographien, die von den Einrichtungen des Altertums und des Mittelalters über die Entwicklung der Sozialgeschichte, der Statistik bis zu den wirtschaftlichen Organisationen der Gegenwart reichen“ (Winkel 1977, S. 102). Schmoller-Schüler besetzen die wirtschaftswissenschaftlichen Lehrstühle im deutschen Reich (Rammstedt/Köhnke/Dahme: 163–165). Die deduktive Theorie nach Art der Klassiker, die zeitweise auch in Deutschland gepflegt wurde (vgl. Winkel 1977: 7–38), gerät mehr und mehr ins Hintertreffen.

1883 eröffnet der Grenznutzentheoretiker Carl Menger mit einer Grundsatzkritik an der Wissen-

schaftsauffassung der historischen Schule den *Methodenstreit in der deutschen Nationalökonomie*, um das Fach „von den Einseitigkeiten des Historismus“ zu befreien (Menger 1884: 6). Er gesteht der historischen Schule zu, das geschichtliche Verständnis der Volkswirtschaft gestärkt zu haben, beklagt aber, daß die Theorie „leider sichtbar zurückgeblieben“ sei (Menger 1883: 23). Seine Kritik bezieht sich in ihrer Substanz auf den ungeklärten methodologischen Status der Theorie in der historischen Schule. Menger, der deren Vertretern vorwirft, „über der Verfolgung relativ nebensächlicher Aufgaben die Hauptziele der Forschung auf dem Gebiete der politischen Ökonomie, ja zum Theil diese Wissenschaft selbst aus dem Auge verloren (zu) haben“ (Menger 1883: XIX) und ihre Ignoranz gegenüber anderen Forschungsrichtungen brandmarkt, fordert eine strikte Trennung von theoretischer Nationalökonomie, welcher „das generelle Wesen und der generelle Zusammenhang (die Gesetze) der volkswirtschaftlichen Erscheinungen“ obliegt, und historischen (und statistischen) Wirtschaftswissenschaften, welche die konkreten wirtschaftlichen Phänomene historisch und statistisch erforschen. Beide Teildisziplinen haben ihre eigenen Methoden und ihre spezifischen Erkenntnisinteressen, sie können einander nicht ersetzen. So hält es Menger auch für abwegig, auf induktivem Weg von der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung auf wirtschaftliche Gesetze hin vorzustoßen (vgl. Menger 1883: 13, 19), wie Schmoller propagiert.

Schmoller hätte angesichts seiner überragenden Stellung in den deutschen Wirtschaftswissenschaften gelassen reagieren können, zumal Menger ja nicht die Existenzberechtigung der historischen Schule bestritten hatte, aber er nimmt in einer Rezension Mengers den Fehdehandschuh auf. Seine Gegenattacke konzentriert sich auf vier Schwerpunkte: Erstens gehöre „eine ganz weltflüchtige, stubengelehrte Naivität dazu, in dem Ausgehen von den menschlichen Bedürfnissen oder vom Erwerbtrieb oder vom Eigennutz letzte einfache Elemente im wissenschaftlichen Sinne des Wortes zu sehen. Wenn der Erwerbtrieb oder der Egoismus ein letztes Element in streng wissenschaftlich brauchbarem Sinne wäre, so müßte er in einer wissenschaftlichen Psychologie als solches klar abgegrenzt gegen andere parallele Seelenkräfte nachgewiesen sein. Davon ist aber keine Rede ...“ (Schmoller 1883: 243). Der zweite zentrale Kritikpunkt Schmollers an Menger besagt, daß dieser „ausschließlich von der singulären Betrachtung der Einzelwirtschaft“ ausgehe (Tausch, Werth, Geld

<sup>5</sup> Zu Karl Lamprecht und dem Methodenstreit in der deutschen Geschichtswissenschaft vgl. Steinberg 1925, Oestreich 1969, Schorn-Schütte 1984 und Whimster 1988. Aus soziologischer Sicht sei noch am Rande vermerkt, daß Whimster (1988: 385–389) „Parallelen“ zwischen Lamprecht und Durkheim sieht.

<sup>6</sup> Zur historischen Schule der Nationalökonomie vgl. Gide/Rist 1913: 431–466, Schumpeter 1965: 986–994; Schäfer 1971, bes. S. 31–131; Winkel 1977: 82–121.

...“) und „die volkswirtschaftlichen Organe und Institutionen, welche das Knochengerüst des volkswirtschaftlichen Körpers ausmachen“, ignoriere (Schmoller 1883: 247). Drittens vernachlässige Menger die soziologische Einbindung der Wirtschaft in andere gesellschaftliche Zusammenhänge, besonders das Verhältnis von Wirtschaft und Staat (Schmoller 1883: 244). Und viertens hält Schmoller seinem österreichischen Kontrahenten in echt historischer Manier vor, daß er mit der klassischen Nationalökonomie „den großen methodischen Irrthum theilt, das Wesen seiner Zeit für das generelle Wesen der Volkswirtschaft zu halten“ (Schmoller 1883: 247). Außerdem bekräftigt Schmoller die methodologische Position der historischen Schule: im konkreten sozialwissenschaftlichen Forschungsprozeß kommt der Deskription die Priorität zu, „die deskriptive Wissenschaft liefert die Vorarbeiten für die allgemeine Theorie ... Es ist keineswegs eine Vernachlässigung der Theorie, sondern der nothwendige Unterbau für sie, wenn in einer Wissenschaft zeitweise überwiegend deskriptiv verfahren wird“ (Schmoller 1883: 241f). Den richtigen methodischen Weg sieht Schmoller darin, daß vor der Theoriebildung im Sinne der Aufstellung generalisierter Regel- und Gesetzmäßigkeiten zum wirtschaftlichen Prozeß „zunächst und vor allem die Beobachtung vermehrt, verschärft, verbessert wird, daß mit Hilfe umfangreicheren und besseren deskriptiven Erfahrungsmaterials aller Art die Klassifizierung der Erscheinungen, die Begriffsbildung verbessert, die typischen Erscheinungsreihen und ihr Zusammenhang, die Ursachen in ihrem ganzen Umfang klarer erkannt werden“ (Schmoller 1883: 241).

Menger kontert in einer scharfen Replik von 1884, daß „historisch-statistische Kleinmalerei“, „historische Mikrographie“ die Wirtschaftstheorie nicht ersetzen könnten und nicht verdrängen dürften (Menger 1884: 36, 47). Er weist ironisch auf Schwächen in Schmollers Wissenschaftskonzept hin: „Sollte die Wirtschaftsgeschichte, ehe wieder an die Bearbeitung der theoretischen Nationalökonomie geschritten werden könne, im Geist der historischen Mikrographie Schmollers vollendet werden – man denke nur an die Fleischpreise von Elberfeld! von Pforzheim! von Mühlheim! von Hildesheim! vom Gernersheim! von Zwickau! usf. – so würden hierzu nur Aeonen ausreichen“ (Menger 1884, S. 48).

Da sich Schmoller aus Stilgründen weigert, auf das Pamphlet seines Kontrahenten zu reagieren (vgl. Schmoller 1884), ist der Methodenstreit in der

deutschen Nationalökonomie beendet, aber nicht gelöst. Sein Resultat ist ein Schisma in der deutschen Nationalökonomie. Noch zwanzig Jahre später wird Max Weber feststellen: „In unvermittelter und anscheinend unüberbrückbarer Schroffheit steht noch heute die ‚abstrakt‘-theoretische Methode der empirisch-historischen Forschung (in unserer Disziplin) gegenüber“ (M. Weber 1973, S. 187).

Doch damit nicht genug: In den 1890er Jahren wird auch Karl Marx, der mit seinen kühnen sozioökonomischen Theorieentwürfen eine potentielle Herausforderung der kleinformigen deskriptiven Wirtschaftsgeschichte der historischen Schule darstellt, zum Gegensatz heftiger Kontroversen – diesmal *innerhalb* der Schmoller-Schule. Bis dahin ist Marx in der akademischen Wissenschaft wenig rezipiert und stößt dabei durchweg auf Ablehnung (vgl. Sombart 1909: 8f, Lindenlaub 1967: 272–291). Es ist ausgerechnet Werner Sombart, ein Lieblingsschüler Schmollers, der Marx anlässlich des Erscheinens von dessen drittem „Kapital“-Band in einer Rezension aufs Tapet bringt – eine Kampfansage gegen die Marx-Obstruktion der älteren Generation eingeschlossen (vgl. Sombart 1894, bes. S. 587). Der Streit um die geistige Vaterfigur der expandierenden Arbeiterbewegung spaltet die historische Schule in zwei Lager: diejenigen, die dessen Werk für überholt halten (besonders die Vertreter der älteren Generation wie Schmoller, Lujo Brentano, Karl Bücher und Adolph Wagner), und eine Gruppe jüngerer Sozialwissenschaftler (Sombart, Max Weber, Alfred Weber, Gerhart v. Schulze-Gaevernitz, Ferdinand Tönnies, Robert Wilbrandt, Rudolf Goldscheid, Bernhard Harms), die trotz diverser Vorbehalte von der Bedeutung und Aktualität Marxens überzeugt sind und an ihn anknüpfen möchten (vgl. Lindenlaub 1967: 279–373, bes. 279–291). Die Bresche, durch die Marx unwiderruflich in die deutsche Nationalökonomie und in den akademischen Wissenschaftsbetrieb überhaupt Eintritt erhält, schlägt Sombart 1896 mit „Sozialismus und soziale Bewegung“ (vgl. Sombart 1966), einer „außerordentlich klaren und deshalb wirksamen Darstellung der Grundgedanken von Marx“ (vom Brocke 1987: 13).

Die wissenschaftsgeschichtliche Konstellation, die der Entstehung des neuen Paradigmas vorausging, läßt sich also wie folgt zusammenfassen: Die deutsche geistes- und sozialwissenschaftliche Szene im letzten Quartal des 19. Jahrhunderts ist geprägt von einem komplexen, heftiger methodologischer

Grundsatzkontroversen zwischen den historischen Schulen, die das akademische Establishment stellen, und den aufkommenden nomothetischen Strömungen des Positivismus, der theoretischen Nationalökonomie und des Marxismus. Bei allen fachbezogenen Differenzierungen geht es im Kern um die Frage, ob und inwieweit naturwissenschaftliche bzw. den Naturwissenschaften entlehnte Denkmotive, Begriffe und Methoden auf Geschichte und Gesellschaft übertragen werden können und sollen<sup>7</sup>. Die Vertreter der historischen Schulen postulieren eine strenge ontologische und/oder methodologische Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften (Kulturwissenschaften), beharren auf dem Monopol hermeneutisch-idiographischer Methoden und lehnen systematische Fragestellungen und Theorieansätze prinzipiell ab.

## II. Die Entstehung des neuen Paradigmas

Um die Jahrhundertwende wird in der jüngeren (1860er-)Generation namentlich der historischen Nationalökonomie das Bestreben sichtbar, nach neuen Konzepten jenseits der eingefahrenen Frontstellungen zu suchen – nach einer Synthese, die zentrale Elemente der idiographischen und der nomothetischen Strömungen integriert. Es sind *Werner Sombart, Max Weber, Alfred Weber* und *Franz Oppenheimer*, die sich um eine Vermittlung von Theorie und Geschichte bemühen. Wir wollen anhand ihrer methodologischen Texte am Anfang des Jahrhunderts ihre Konzeptionen skizzieren, die Konvergenzen unter ihnen herausarbeiten und die neue Qualität gegenüber den hergebrachten Ansätzen aufzeigen. Besondere Bedeutung kommt *Sombart* zu. Er vertieft mit seiner Marx-Kampagne die Bruchstellen innerhalb der historischen Schule der Nationalökonomie. Er entwickelt ein neues Wissenschaftskonzept, das er in „Der moderne Kapitalismus“ (1. Aufl.) auch forschungspraktisch umsetzt<sup>8</sup>.

Sombarts methodologische Überlegungen gehen vom Schisma in der deutschen Nationalökonomie aus: „Es stehen sich heute schroff gegenüber die

Nur-Empiriker, denen jede Theorie lästig oder geradezu verhaßt ist, und die Nur-Theoretiker, denen die Föhlung mit dem Leben abhanden gekommen ist“ (*Sombart* 1902, S. XI). Er beansprucht, mit der Konzeption einer, wie er es nennt, „historischen Socialtheorie“, „einen Beitrag zum Ausgleich jenes empfindlichen Gegensatzes beizusteuern“. Den konzeptionellen Rahmen steckt *Sombart* mit folgenden Sätzen ab: „Wir werden in Zukunft darauf verzichten müssen, eine allgemeine sociale Theorie aufstellen zu wollen, die für alle Zeiten Gültigkeit beansprucht, werden uns wenigstens darüber klar werden müssen, daß eine solche allgemeine Theorie nur ganz wenige Grundzüge des Wirtschaftslebens wird umspannen und niemals dessen gesamte Fülle wird erschöpfen können. Sie wird eine *Allgemeine Wirtschaftslehre* sein, wie ich sie nenne: eine Art von Vorspiel zu der eigentlichen Symphonie. Als unsere vornehmste Aufgabe wird vielmehr die erscheinen: *je für bestimmte, historisch abgrenzbare Wirtschaftseperioden je verschiedene Theorien zu formulieren*“ (*Sombart* 1902: XXI). Diese Zielsetzung richtet sich gleichermaßen gegen die abstrakten, unhistorischen Generalisierungen der theoretischen Nationalökonomie wie gegen die Forschungspraxis der Schmoller-Schule, Daten zu sammeln und zu klassifizieren. *Sombart* plädiert also für Theorie, d. h. für Ordnung des empirischen Stoffs unter dem Gesichtspunkt eines einheitlichen Erklärungsprinzips (vgl. *Sombart* 1902: XIII), aber eben mit räumlich und zeitlich beschränkter Geltung, also für eine „historische Socialtheorie“.

Wie gelangt nun der Sozialwissenschaftler zu einer „historischen Socialtheorie“? *Sombart* schlägt folgendes methodisches Verfahren vor: Der Ausgangspunkt theoretischer Erklärung sollte in der „Motivation lebendiger Menschen“ liegen (*Sombart* 1902: XVIII). *Sombart* teilt die Auffassung der historischen Schule, daß „ohne Zweifel das historische Wirtschaftsleben des Menschen“ „auf tausendfache Motivation“ zurückzuführen ist (*Sombart* 1902: XIX). Aus einer derart komplexen Motivation läßt sich jedoch keine einheitliche theoretische Erklärung des sozialen Lebens entwickeln. *Sombart* vertritt die Auffassung, daß zwar in den wirtschaftlichen Einzelvorgang die unterschiedlichsten Motive einfließen können, daß jedoch in einer bestimmten, historisch abgrenzbaren Wirtschaftsepoche ein bestimmtes einheitliches Motiv vorherrschend ist. In der Epoche des Kapitalismus z. B. ist es das Gewinnstreben. Erste Aufgabe des historischen Sozialtheoretikers ist somit „die Auffindung jeweils, und in einer bestimmten

<sup>7</sup> Insofern es um die Anwendbarkeit naturwissenschaftlicher Methoden in den Sozialwissenschaften geht, lassen sich Parallelen zum sog. „Positivismusstreit“ der 60er Jahre und auch zur neueren Kontroverse um quantitative und qualitative Sozialforschung ziehen.

<sup>8</sup> Einföhend zu *Sombart* vgl. den Materialienband „Sombarts ‚Moderner Kapitalismus‘“, bes. das Vorwort von *Bernhard vom Brocke* (1987).

Epoche prävalenter, das Wirtschaftssystem primär verursachender Motivreihen, wie sie zweifellos sich dem aufmerksamen Beobachter darbieten“ (Sombart 1902: XXI). Aus diesen „prävalenten Motivreihen“ ist dann die „*Gestaltung* des Wirtschaftslebens“ (Sombart 1902: XXIV) der Epoche abzuleiten, womit dem Postulat der einheitlichen Erklärung Genüge getan ist. Der historische Sozialtheoretiker darf sich jedoch nicht auf die typische Gestaltung des Wirtschaftslebens beschränken, die aus prävalenten Motiven ableitbar ist, sondern hat „Sonderbildungen“ zu beachten, die sich gegenüber jenen als immun erweisen. Er muß außerdem den historisch vorgegebenen äußeren objektiven Bedingungen sein Augenmerk schenken, unter denen sich die prävalenten Motivreihen entfalten, wobei Sombart naturale und soziale, originäre und abgeleitete, homogene (d. h. den prävalenten Motivreihen günstige) und heterogene (d. h. den prävalenten Motivreihen widersprechende) Bedingungen unterscheidet (Sombart 1902: XXIV–XXVII). Mit dieser Methode<sup>9</sup> möchte Sombart dem „Postulat der Erklärung aus einheitlichen Ursachenkomplexen“ gerecht werden, „ohne daß wir die Gefahr geistloser Schablonisierung zu laufen brauchten“ (Sombart 1902: XXI).

Sombart gesteht im übrigen zu, „daß rein begriffliche und im engeren Sinne systematische Untersuchungen als vorbereitende Tätigkeiten sehr wohl ihre Berechtigung haben“ (Sombart 1902: XXVIII), aber eben nur als Propädeutik, nicht als Theorie mit Universalitätsanspruch. Er beginnt seinen „Modernen Kapitalismus“ entgegen Theorie und Praxis der historischen Schulen mit einem Compendium systematischer Begriffe wie „Betrieb“, „Betriebsformen“, „Wirtschaftssysteme“, „Wirtschaftsformen“.

Sombart ist sich bewußt, daß er mit seiner Methode der „historischen Socialtheorie“ die Grenzen des Paradigmas der historischen Schule der Nationalökonomie überschreitet: „Aber ich glaube doch, daß mein aufrichtig von mir bewunderter und verehrter Lehrer *Schmoller* ... mich ohne weiteres zum Tempel hinauswerfen würde, wenn ich meine Forschungsweise als ‚historische Methode‘ in seinem Sinne ausgeben wollte. Was mich von ihm und den Seinen trennt, ist das Konstruktive in der Anordnung des Stoffs, ist das radikale Postulat einheitlicher Erklärung aus letzten Ursachen, ist

der Aufbau aller historischen Erscheinungen zu einem socialen System, kurz ist das, was ich als das spezifisch Theoretische bezeichne: Ich könnte auch sagen: ist *Karl Marx*“ (Sombart 1902: XXIX). Anschließend stellt er nochmals klar, worum es grundsätzlich geht: „Ich fühle mich aber trotzdem in keinem Gegensatze zum ‚Historismus‘, ebenso wenig freilich zu aller ernsten nationalökonomischen Theoretik. Ich glaube vielmehr, daß bei meiner Betrachtungsweise jene beiden Richtungen nicht mehr in Feindschaft gegeneinander zu verharren brauchen, sondern zu einer höheren Einheit in Harmonie verbunden sind“ (Sombart 1902: XXIX)<sup>10</sup>.

Sombart ist jedoch nicht der einzige, der nach neuen Ufern jenseits der Gestade des Historismus und der theoretischen Disziplinen strebt. Auch die beiden frühen methodologischen Aufsätze *Max Webers* stehen ganz im Zeichen der Methodenkämpfe des späten 19. Jahrhunderts<sup>11</sup>. Wie löst Max Weber die Dichotomie zwischen Historismus und ahistorischer Theorie auf?

In „Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie“ (1903–1906) weist Weber die von den historischen Schulen vertretene These zurück, wonach zwischen „inneren Erlebnungen“ und „äußeren Erscheinungen“ (Dilthey), zwischen Natur und Kultur ein ontologischer Gegensatz bestehe, der eine Anwendung positivistischer Methoden zur Erforschung von Kulturphänomenen nicht zulasse. Im Anschluß an Windelband und Rickert bezieht er den Standpunkt, „psychische“ und „geistige“ Tatbestände seien der Erfassung in Gattungsbegriffen und Gesetzen grundsätzlich ebenso zugänglich wie die „tote“ Natur. „Die Frage ist vielmehr nur, ob die

<sup>10</sup> An diesem Grundprinzip hat der an Wendungen wahrlich nicht arme Sombart kontinuierlich festgehalten. Obwohl die zweite Auflage des „Modernen Kapitalismus“ (1916–1928) inhaltlich nahezu völlig neu gearbeitet wurde und wichtige methodische Korrekturen erfuhr: „Theoretisch *und* historisch ist auch dieses Werk“ (Sombart 1987: XV). Und in einem Rundfunkvortrag vom Januar 1933 anlässlich seines 70. Geburtstages heißt es: „Es gibt keine theoretische und keine historische Nationalökonomie, die gesondert behandelt werden könnten. Beide gehören zusammen ...“ (Sombart 1987 a: 428).

<sup>11</sup> Zur Methodologie Max Webers einer „historischen Sozialwissenschaft“ im zeitgenössischen Kontext sei nochmals auf Rossi 1987 verwiesen. Bereits Tenbruck (1959) hat ihren wissenschaftsgeschichtlichen Zusammenhang herausgearbeitet.

<sup>9</sup> Was Sombart hier praktiziert, ist nichts anderes als die idealtypische Methode, wie sie Max Weber wenig später allgemein entwickelt hat.

eventuell aufzufindenden geltenden Formeln für das *Verständnis* derjenigen Bestandteile der Kulturwirklichkeit, auf die es uns ankommt, irgendeinen erheblichen *Erkenntniswert* haben“ (vgl. M. Weber, WL: 12, Anm. 1). Damit verlagert er die Frage der Anwendbarkeit nomothetischer Methoden in Geschichte und Gesellschaft von der ontologischen auf die heuristische Ebene.

Sein eigenes Wissenschaftskonzept, bezogen auf das „noch immer problematisch gebliebene Verhältnis zwischen ‚theoretischer‘ und ‚historischer‘ Arbeit in unserem Fache“ (M. Weber, WL: 187), hat Max Weber vor allem im zweiten Teil von „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ dargelegt. „Die Sozialwissenschaft, die *wir* treiben wollen“, so formuliert er seine Intention, „ist eine *Wirklichkeitswissenschaft*. Wir wollen die uns umgebende Wirklichkeit des Lebens, in welches wir hineingestellt sind, *in ihrer Eigenart* verstehen – den Zusammenhang und die *Kulturbedeutung* ihrer einzelnen Erscheinungen in ihrer heutigen Gestaltung einerseits, die Gründe ihres geschichtlichen So-und-nicht-anders-Gewordenseins andererseits“ (WL: 171). Doch welche Wirklichkeit wird zum Erkenntnisgegenstand des Sozialwissenschaftlers? Auswahlkriterien sind, so Weber, *nicht* die gesellschaftlichen „Gesetze“ und die daraus deduzierbare empirische Wirklichkeit, sondern unsere „Wertideen“, die uns veranlassen, bestimmte Ausschnitte aus der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit mit „Bedeutung“ zu belegen. Überhaupt läßt sich die gegebene Wirklichkeit nicht aus „Gesetzen“ deduzieren, sondern nur aus individuellen historisch-gesellschaftlichen *Konstellationen*. Das heißt nicht, daß Weber nomothetische Kategorien und Methoden grundsätzlich ablehnt. Vielmehr sind „Gesetze“ für die Erforschung dieser individuellen historisch-gesellschaftlichen Konstellation „von großem Werte, ja ... schlechthin unentbehrlich“, doch eben „als Erkenntnismittel – aber auch nur als solches“ (WL: 175). Als die für die Sozialwissenschaften angemessene begriffliche Kategorie schlägt er den „Idealtypus“ vor, der „gewonnen (wird) durch einseitige *Steigerung eines* oder *einiger* Gesichtspunkte und durch Zusammenschluß einer Fülle von diffus und diskret, hier mehr, dort weniger, stellenweise gar nicht, vorhandenen *Einzelercheinungen*, die sich jenen einseitig herausgehobenen Gesichtspunkten fügen, zu einem in sich einheitlichen *Gedankengebilde*“ (WL: 191).

Die idealtypische Methode stellt nun nichts anderes dar als eine Synthese von nomothetischen und

historischen Kategorien. Die „Gesetze“ Mengers und Marxens werden zu Idealtypen zurechtgestutzt, wobei Weber im Fall von Marx „die eminente, ja einzigartige *heuristische* Bedeutung dieser Idealtypen“ betont, „wenn man sie zur *Vergleichung* der Wirklichkeit mit ihnen benutzt“ (WL: 205). Diese Idealtypen sind für sich allein so wenig wert wie eine Axt ohne Holz. Erst indem sie auf einen konkreten historischen Kontext bezogen werden, entfalten sie ihre heuristische und analytische Kraft. Umgekehrt bleibt die Geschichte eine Masse unstrukturierter Daten, solange sie nicht durch Idealtypen geordnet wird.

Ein eigenes Konzept zur Überwindung der Dichotomie von historischer und theoretischer Nationalökonomie, von nomothetischen und idiographischen Schulen bietet *Alfred Weber* an. Wie Sombar und sein Bruder Max hat er sich zunächst im paradigmatischen Rahmen der historischen Schule der Nationalökonomie bewegt. Aufgrund deren methodologischen Unzulänglichkeiten konvertiert er etwa 1900 zur theoretischen Nationalökonomie<sup>12</sup>. Die wichtigste Frucht dieser mehrjährigen Phase ist seine „Reine Theorie des Standorts“ (1909). Seit Beginn seiner Heidelberger Zeit 1907 gerät Weber, ausgelöst durch die Frage, welche Art von Persönlichkeit der „bürokratische Apparat“ hervorbringt, auf kultursoziologische Bahnen<sup>13</sup>, und in diesem Kontext entwickelt er ein

<sup>12</sup> „Wissenschaftlich vertrat ich seit meiner Habilitation 1899/1900 aus Überzeugung in der theoretischen Nationalökonomie die Lehre der ‚österreichischen Schule‘, also die Grenznutzentheorie Karl Mengers, Böhm-Bawerks und Friedrich von Wiesers, die bei den Berliner wissenschaftlichen Größen Schmoller und Adolph Wagner tabu war“ (A. Weber 1948). Eine ähnliche Äußerung findet sich in A. Weber 1955: 60.

<sup>13</sup> Die für die Kultursoziologie A. Webers konstitutive Frage nach der Persönlichkeit im „bürokratischen Apparat“ wird erstmals entfaltet in „Der Beamte“ (zuerst 1910, wiederabgedruckt in A. Weber 1982: 29–52) und – im Anschluß an die Enquete über „Auslese und Anpassung der Arbeiter der geschlossenen Großindustrie“, die auf seine Anregung zurückgeht (vgl. Herkner/Schmoller/A. Weber 1910) – „Das Berufschicksal der Industriearbeiter“ (A. Weber 1912).

kultursoziologisches Wissenschaftskonzept<sup>14</sup>, das in unserem Zusammenhang der paradigmatischen Neuorientierung Anfang des Jahrhunderts zu einer historischen Soziologie interessant ist.

Erkenntnistheoretisch schlägt Alfred Weber einen anderen Weg ein als sein Bruder Max. Während dieser im Anschluß an Windelband und Rickert Diltheys These des ontologischen Dualismus von Natur und Geschichte ablehnt, greift Alfred dieses Prinzip auf, verlagert es jedoch von Natur/Geschichte in die Geschichte selbst hinein. Er untergliedert die historisch-soziale Totalität in drei ontisch eigengesetzliche Sphären: Zivilisation, Gesellschaft und Kultur. Während Zivilisation (Rationalisierung, Verwissenschaftlichung, Technisierung) und Gesellschaft (Klassenstrukturen, politisch-gesellschaftliche Organisationsformen) als Ausdrucksformen „zweckmäßiger“ bzw. „vitaler“ Lebensäußerungen gemäß nomologischen Regeln erforscht werden können und sollen, ist die „Kultur“ (Werte, Sinndeutung, Religion, Philosophie, Kunst) als Sphäre „überzweckmäßiger“, „übervitaler“ Lebensäußerungen nur dem deutenden, intuitiven Verstehen entsprechend den Regeln der Hermeneutik und der historischen Methode zugänglich. Dem Individualitätsprinzip des Historismus entspricht er außerdem mit der Untergliederung des Raumes in „Geschichtskörper“ (Ägypten, Babylonien, Indien, China, Mittelmeer-Antike, Byzanz, Islam, Abendland usw.). So deutet Sigmund Neumann (1948: 358) die kultursoziologische Konzeption Alfred Webers treffend als Versuch, „to steer between the Scylla of extreme historicism and the Charybdis of abstract generalisation“. Theoriepolitisch gesehen, bedeutet die kultursoziologische Konzeption Alfred Webers eine Synthese der Fortschritts- und Evolutionstheorien des 19. Jahrhunderts („Zivilisationsprozeß“), des Marxschen Klassenkampfparadigmas („Gesellschaftsprozeß“) und der Kulturmorphologie („Kulturbewegung“).

<sup>14</sup> Die ersten Ansätze seines kultursoziologischen Konzepts hat A. Weber erstmals in seinem Vortrag „Der soziologische Kulturbegriff“ auf dem Zweiten Deutschen Soziologentag 1912 vorgetragen. Spätere methodologische Beiträge aus den 20er und 30er Jahren sind gesammelt in A. Weber 1951. – Eine gründliche Rekonstruktion von Methodologie und Begriffsapparat A. Webers bietet Eckert 1970. Zur zeitdiagnostischen Anwendung dieser Kultursoziologie vgl. Kruse 1990.

Im Prozeß der paradigmatischen Neuorientierung in der deutschen Nationalökonomie darf Franz Oppenheimer nicht unerwähnt bleiben, auch wenn seine geistige Ausgangsposition eine ganz andere ist. Sombart und die Brüder Weber sind „Kinder der historischen Schule“ (Max Weber), die von deren Standpunkt ausgehend versuchen, nomothetische Elemente zu integrieren. Oppenheimer dagegen ist als gelernter Mediziner mit vieljähriger ärztlicher Praxis<sup>15</sup> ein Sohn des Positivismus mit unbedingtem Vertrauen auf die Fruchtbarkeit naturwissenschaftlicher Methoden auch für die Gesellschaft und ihre Krisen. Er begreift die Gesell-

<sup>15</sup> Oppenheimer war seit etwa 1886 im westpreußischen Dorf Pakosch und später in einem Armenviertel Berlins als Arzt tätig. Seine Erfahrungen in diesem Milieu sensibilisierten ihn für die gesellschaftliche Bedingtheit der sozialen Frage, mit der er sich seit 1893 wissenschaftlich auseinandersetzen begann. In seinen ersten großen sozialwissenschaftlichen Arbeiten „Die Siedlungsgenossenschaft“ (1896) und „Großgrundbesitzer und soziale Frage“ (1898) vertrat er die These, daß die industrielle Reservearmee als unmittelbare Ursache des niedrigen Lohnniveaus letztlich in der Agrarverfassung, im Großgrundbesitz zu suchen sei, welche die besitzlosen Landproletarier in die Städte treibe. Als „Therapie der sozialen Krankheit“ empfahl er die „Siedlungsgenossenschaft“, eine landwirtschaftliche Produktivgenossenschaft mit den Prinzipien von Gemeineigentum, Selbstverwaltung, Gewinnverteilung und leistungsbezogenem Lohn, die als dem bäuerlichen Kleinbetrieb und privaten Großgutsbetrieb gleichermaßen überlegene Organisationsform der massenhaften Abwanderung des Landproletariats in die Städte entgegenwirken sollte. An seine Frühwerke anknüpfend, entwarf Oppenheimer später (besonders in „System der Soziologie“, 1922–1934) ein ökonomisch, soziologisch und historisch fundiertes Konzept eines „liberalen Sozialismus“, einer herrschaftsfreien Marktgesellschaft, das sich als Alternative zum Kapitalismus wie zum marktlosen Kommunismus verstand. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit – seit 1919 bekleidete er eine Professur für Ökonomie und Soziologie in Frankfurt am Main – engagierte er sich auch in siedlungsgenossenschaftlichen Experimenten. – Zur Biographie Oppenheimers vgl. dessen Lebenserinnerungen (Opp. 1964), deren Kapitel „Liberaler Sozialismus“ und „Die ‚Utopie‘“ (S. 136–152) auch als erster Einstieg in sein sozialwissenschaftliches Denken geeignet sind. Eine Gesamtdarstellung und Kritik der Soziologie Oppenheimers findet sich in Haselbach 1985. Zur Zeitdiagnose Oppenheimers zur sozialen Frage vgl. Kruse 1990.

schaft als „Organismus“<sup>16</sup>, sympathisiert mit der materialistischen Geschichtsauffassung, und mit der theoretischen Nationalökonomie geht er von einem universalen ökonomischen Rationalismus aus. Soweit gesehen, handelt es sich um eine lupenreine nomothetische Grundposition. Aber dieser erste Eindruck bedarf der Korrektur. Oppenheimer definiert Soziologie als ein Forschungsgebiet, in das „die Kulturgeschichte, die historische Nationalökonomie und die ökonomische („materialistische“) Geschichtsschreibung“ zu integrieren sind (Oppenheimer 1900: 489). D. h., er strebt wie Sombart und die Brüder Weber eine Synthese von historistischen und nomothetischen Strömungen an, wenn auch gewiß stärker nomothetisch akzentuiert.

Wie vollzieht der Positivist Oppenheimer den Brückenschlag zum Historismus? Der erste Pfeiler ist, daß er, ausgehend von der Prämisse des universalen ökonomischen Rationalismus, gesetzmäßige Handlungsabläufe unter Wirtschaftssubjekten im historischen Kontext der jeweiligen politisch-sozialen Macht- und Herrschaftsverhältnisse deduktiv analysiert. Damit trägt er dem historistischen Postulat der historischen Individualität Rechnung. Der zweite Fundament ist, daß Oppenheimer die theoretische Deduktion, die, wie gesagt, wirtschaftliches Handeln in den Kontext konkreter geschichtlicher individueller gesellschaftlicher Strukturen stellt, durch *historische Induktion* komplementiert, wobei er sich empirisch vor allem auf das reichhaltige Datenmaterial der historischen Schule der Nationalökonomie stützt. Oppenheimers „Großgrundeigentum und soziale Frage“ (1898) enthält einen systematischen und einen historischen Teil, die, anders als im Wissenschaftskonzept Mengers, nicht prinzipiell, sondern lediglich analytisch geschieden sind und in einem gemeinsamen Bezug auf die gleiche Fragestellung stehen (dem kausalen Zusammenhang zwischen Großgrundeigentum und sozialer Frage). In seiner Verbindung von deduktiver Theorie und histori-

scher Induktion stellt es eine abgerundete Synthese von Schmoller und Menger dar<sup>17</sup>.

### III. Strukturelemente des neuen Paradigmas

Was folgt nun aus alledem, was hier über die methodologischen Positionen Sombarts, Max Webers, Alfred Webers und Franz Oppenheimers gesagt wurde, in paradigmatischer Hinsicht? Erstens: Sie lassen sich nicht den vorgegebenen Wissenschaftskonzepten, insbesondere der historischen oder der theoretischen Nationalökonomie, zuordnen; wir haben es insofern zumindest, wie bereits betont, mit einer *paradigmatischen Neuorientierung* zu tun. Zweitens: Sombart, die Brüder Weber und Oppenheimer sind in ihren methodologischen Positionen gewiß nicht homogen (man denke nur an die unterschiedliche erkenntnistheoretische Fundierung), doch es lassen sich, vor allem wenn man ihre ersten empirischen historisch-soziologischen Arbeiten hinzuzieht, wichtige Konvergenzen erkennen:

- Sie akzeptieren systematische Begriffe;
- Sie akzeptieren generelle Theorien und Gesetze;
- Systematische Begriffe, generelle Theorien und Gesetze haben nur eine instrumentelle Funktion zur Erkenntnis der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit;

<sup>16</sup> Oppenheimer lehnt allerdings den Organismus Schöffles und Lilienfelds ab, da sie „den Gesellschaftskörper nicht als einen Organismus in der allgemeinen Auffassung des Wortes, sondern als *einen ‚nach des Menschen Ebenbilde‘ konstruierten Organismus* auf-fassen“ (Oppenheimer 1900: 629). Er selbst will den organistischen Gesellschaftsbegriff lediglich als heuristisches Prinzip verstanden wissen (vgl. Oppenheimer 1922: 3–6).

<sup>17</sup> Anders als Sombarts „Moderner Kapitalismus“, der „eine außergewöhnliche Resonanz fand“ (Appel 1987: 67), blieb „Großgrundeigentum und soziale Frage“, die Arbeit des unbekanntenen Außenseiters und „Quereinsteigers“ Oppenheimer ohne Echo (vgl. Oppenheimer 1922: IV–VII), (obwohl – oder weil? – sie nicht nur methodisch, sondern auch inhaltlich mit den Lehrmeinungen der historischen Schule kollidierte). *Insofern* kann sie nicht als paradigmatisches Leitbild angesehen werden. Von Sombart wurde sie, möglicherweise wegen Differenzen in der Handlungstheorie, abgelehnt (vgl. Kruse 1990, Kap. II.2.2.3). Doch eine Synthese von Theorie und Geschichte, wie sie Sombart für sich beansprucht, hat Oppenheimer ebenfalls geleistet. Auch ist sein „Großgrundeigentum und soziale Frage“ methodisch insofern überlegen, als es die historische und die systematische Ebene analytisch klar trennt. Nicht so Sombart, der (auf Anstoß von Max Weber) in diesem Versäumnis selbst die größte Schwäche seiner Arbeit erblickte und es in der zweiten Auflage korrigierte (vgl. Sombart 1987: XIII f).

- Ihre empirischen Arbeiten sind reich an historischem Datenmaterial, so reich, daß z. B. Sombart und Max Weber von den Historikern oft zu ihresgleichen gezählt werden (z. B. im von H. U. Wehler herausgegebenen repräsentativen Sammelband „Deutsche Historiker“, Göttingen 1973);
  - Das Datenmaterial ist einem theoretischen Bezugsrahmen zugeordnet;
  - Als theoretischer Bezugsrahmen fungiert – und das ist eine Erbschaft von Marx – der Kapitalismusbegriff. (Daß die Kapitalismusdefinitionen unterschiedlich ausfallen, ist in unserem Zusammenhang unerheblich). Auch dies stellt, wie Lindenlaub (1967: 272–337) herausgearbeitet hat, ein neues Phänomen in den akademischen deutschen Sozialwissenschaften dar, denn in der historischen Schule wurde der Kapitalismusbegriff abgelehnt und nicht verwendet;
  - Anders als bei Marx wird der Kapitalismus nicht als universales Stadium eines gesetzmäßigen Geschichtsprozesses begriffen, sondern – erkenntnistheoretisch in Anlehnung an Windelband und Rickert – als „historisches Individuum“ („okzidentaler“ Kapitalismus), das durch eine bestimmte – im einzelnen unterschiedlich beurteilte – *historisch-gesellschaftliche Konstellation* hervorgebracht worden ist;
  - Ihre Kapitalismustheorien sind *makrosoziologische* Theorien, die in ihrer konzeptionellen Größendimension mit der „historischen Mikrographie“ (Carl Menger) der historischen Schule nichts mehr gemein haben;
  - Bei aller historischen Tiefe ist diesen Arbeiten ein deutlicher Gegenwartsbezug zueigen; Ausgangspunkt sind Gegenwartsfragen. M. a. W.: Sie streben *Zeitdiagnose* auf dem Hintergrund der Geschichte an;
  - Sie weisen also eine *genetische Perspektive* auf; bestimmte Gegenwartsprobleme – Kapitalismus, soziale Frage, modernes Menschentum – werden zu ihren Anfängen hin verfolgt;
  - Ihre frühen historischen Arbeiten enthalten bereits eine *komparative Perspektive*, die in ihren späteren historischen Werken zur vollen Entfaltung kommt.
- Diese Konvergenzen erscheinen, da sie die *Theoriestructur* betreffen, so gewichtig, ihre Differenzen zu den vorgegebenen Paradigmen, namentlich zur historischen Nationalökonomie, so grundsätzlich, daß man hier von einem neuen Paradigma auszugehen hat.

Wir nennen das neue Paradigma „historische Soziologie“: Von „Soziologie“ sprechen wir, abgesehen von der Selbstdefinition dieser Wissenschaftler, aufgrund folgender Kriterien: a) Anders als die herkömmlichen historischen Schulen, besonders auch der Nationalökonomie, begnügt sich der neue Ansatz nicht mit Deskription und Idiographie, sondern postuliert und praktiziert das Prinzip kausaler Erklärung geschichtlich-gesellschaftlicher Prozesse; b) Sie entwickeln, wenn auch erst später, Grundkategorien des Sozialen (z. B. Max Webers Kategorienlehre oder Oppenheimers Allgemeine Soziologie); c) sie suchen nach ursächlichen Beziehungen zwischen den einzelnen, ansonsten jeweils einer separaten Wissenschaft zugeordneten Ebenen der gesellschaftlichen Totalität (Religion und Wirtschaft etc.). Das Attribut „historisch“ halten wir gemäß dem Sinn des Wortes für angebracht, weil diese Soziologie a) mit geschichtlichen Daten arbeitet, b) sich mit geschichtlichem Wandel befaßt und c) die konkrete, individuelle geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit untersucht. Da sich dieses Paradigma vor allem zur Zeit der Weimarer Republik entfaltete (s. u., Abschn. IV), kann man es als „*Weimarer historische Soziologie*“ bezeichnen.

Gegen unsere These, daß um die Jahrhundertwende ein Paradigmenwechsel stattgefunden bzw. sich ein neues sozialwissenschaftliches Paradigma herausgebildet hat, ließe sich nun folgende Argumentation ins Feld führen: Man könnte versuchen, Differenzen zwischen Sombart, Oppenheimer, Max und Alfred Weber herauszuarbeiten, die in unserem Zusammenhang unterbelichtet blieben. Gesetzt, man würde dabei in reichem Maße fündig, wäre damit die These vom Paradigmenwechsel bzw. vom neuen Paradigma der historischen Soziologie widerlegt?

Wohl kaum. Die Differenzen sind gewiß da, aber wo gibt es sie nicht, wenn von einem sozialwissenschaftlichen Paradigma die Rede ist? Betrachten wir nur einmal die historische Schule der Nationalökonomie. Jede gute Abhandlung über diese oder über den Verein für Sozialpolitik betont die tiefgreifenden Differenzen zwischen ihren Führungsfiguren Schmoller, Brentano und Wagner. Doch niemand bestreitet, daß es sich dabei um eine „Schule“ bzw. ein eigenes Paradigma handelt. Die historische Schule der Nationalökonomie als eine eigene wissenschaftliche Einheit – das gehört zum Allgemeingut der Wissenschaftsgeschichte. Es sei hier behauptet, wenn auch in unserem Rahmen nicht nachweisbar, daß die Differenzen zwischen

Sombart, Oppenheimer und den Brüdern Weber nicht größer sind als unter den Meistern der historischen Schule.

Doch darauf kommt es letztendlich nicht an. Wenn wir von einem sozialwissenschaftlichen Paradigma sprechen, etwa von der Systemtheorie, der Frankfurter Schule, der Phänomenologie, dem Historischen Materialismus, der Modernisierungstheorie, der Grenznutzenschule oder eben der historischen Schule der Nationalökonomie, dann unterstellen wir keineswegs, daß die einzelnen Vertreter eines Ansatzes untereinander homogen sind. Wir unterstellen lediglich, daß es gegenstandsadäquate gemeinsame Grundkategorien gibt und daß *in dieser Hinsicht* ein grundlegender Unterschied zu anderen Ansätzen auszumachen ist. Mit anderen Worten, wir begreifen, ob bewußt oder nicht, sozialwissenschaftliche Paradigmen immer als *Idealtypen*. Auch bei dem, was wir hier als „historische Soziologie“ herausarbeiten, handelt es sich um einen Idealtypus. Idealtypen aber lassen sich nicht empirisch verifizieren oder falsifizieren, indem man auf Übereinstimmungen oder Differenzen hinweist; sie müssen sich, wie Max Weber gezeigt hat, *heuristisch* bewähren<sup>18</sup>. So gesehen, dürften die Chancen des Idealtypus „historische Soziologie“ bzw. „Weimarer historische Soziologie“ gut stehen:

(1) Dieser Idealtypus macht im Kontrast zu den zeitgenössischen herkömmlichen Paradigmen deutlich, daß um 1900 eine neue Art von Wissenschaftskonzepten mit wichtigen gemeinsamen Strukturelementen entstanden ist – eine nachweisbare Tatsache, die bislang jedenfalls in der Soziologie kaum zur Kenntnis genommen wurde;

(2) Mit „historische Soziologie“ treten eine Reihe gewichtiger theoriestrucktureller und inhaltlicher Konvergenzen in der „frühen deutschen Soziologie“ ans Licht, die bislang ebenfalls kaum wahrgenommen wurden;

(3) Die individuellen Eigenarten der einzelnen Soziologen lassen sich anhand dieses Idealtypus' besser bestimmen;

(4) Mit Hilfe dieses Idealtypus' lassen sich prinzipielle charakteristische Unterschiede zwischen der deutschen Soziologie vor 1933 und nach 1945 verdeutlichen;

(5) Auf seiner Basis läßt sich ein Theoriemodell rekonstruieren, das auch heute noch von Interesse sein kann (vgl. Abschn. V.).

#### IV. Zur weiteren Geschichte des neuen Paradigmas

Wie bereits erwähnt, setzten Sombart, die Brüder Weber und Oppenheimer ihre methodologische Neuorientierung sogleich in historisch-soziologische Forschungspraxis um. Als solche Pionierarbeiten können gelten: Werner Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, 1. Aufl. (1902); Max Weber, *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* (1905); Franz Oppenheimer, *Großgrundbesitz und soziale Frage* (1898); Alfred Weber, *Der Beamte* (1910). Es folgten Arbeiten wie Sombarts „Die Juden und das Wirtschaftsleben“ (1911), „Der Bourgeois“ (1913) und Oppenheimers „Der Staat“ (1909). Ab 1916 brachte die Gründergeneration ihre monumentalen historisch-soziologischen Hauptwerke heraus: Werner Sombart präsentierte eine fast gänzlich neu verfaßte, sechsbändige zweite Auflage des „*Modernen Kapitalismus*“ (1916–1928), von Max Weber erschienen die dreibändigen „*Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie*“ und „*Wirtschaft und Gesellschaft*“. Oppenheimer veröffentlichte ein acht Teilbände umfassendes „*System der Soziologie*“ (1922–1935). Dagegen nimmt sich Alfred Webers „*Kulturgeschichte als Kultursociologie*“ (1. Aufl. 1935) mit gut 400 Seiten im Umfang bescheiden aus.

Vor dem Ersten Weltkrieg war die historische Soziologie im wesentlichen auf die 1860er Generation beschränkt. Zur Zeit der Weimarer Republik erweiterte sie ihre personelle Basis um zahlreiche begabte Vertreter der 1880er und 1890er Jahrgänge, z. B. Emil Lederer (1882–1939), Alfred v. Martin (1882–1979), Hans Freyer (1887–1969), Eduard Heimann (1889–1967), Gottfried Salomon (1892–1965), Karl Mannheim (1893–1947), Adolf Löwe (geb. 1893), Alexander v. Schelting (1895–1963), Norbert Elias (geb. 1897) und Alfred Müller-Armack (1901–1978). Sie firmierte dabei auch unter Namen wie „historische Sozialtheorie“, „dynamische Soziologie“, „Kultursociologie“, „Geschichtssoziologie“, „Geschichts- und

<sup>18</sup> Es gibt laut Weber zur Beurteilung eines Idealtypus' „nur einen Maßstab: den des Erfolges für die Erkenntnis konkreter Kulturercheinungen in ihrem Zusammenhang, ihrer ursächlichen Bedingtheit und ihrer Bedeutung“ (WL: 193).

Kultursoziologie“<sup>19</sup>. Besonders die Endphase der Weimarer Republik geriet zur Hochblüte der historischen Soziologie, getragen vor allem von den jüngeren Generationen. Dafür stehen Werke wie Mannheims „Ideologie und Utopie“ (1929), v. Martins „Soziologie der Renaissance“ (1932), Freyers „Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft“ (1931), Müller-Armacks „Entwicklungsgesetze des Kapitalismus“ (1932), Elias’ „Die höfische Gesellschaft“ (abgeschlossen ca. 1932, erstmals veröffentlicht 1969) und v. Scheltings „Max Webers Wissenschaftslehre“ (1934).

Doch schon 1933 setzte der Niedergang der historischen Soziologie in Deutschland ein. Sie war als zeitdiagnostisch orientiertes und damit politisch entsprechend exponiertes Paradigma von der nationalsozialistischen Machtergreifung naturgemäß besonders betroffen. Der größte Teil ihrer Vertreter wurde ins Exil getrieben, so Lederer, Mannheim, Löwe, Heimann, Gottfried Salomon, v. Schelting, Rüstow, Elias und Oppenheimer. Andere, wie Alfred Weber und v. Martin, zogen sich in die innere Emigration zurück. Freyer („Revolution von rechts“, 1931) Sombart („Deutscher Sozialismus“, 1934) und Müller-Armack („Staatsidee und Wirtschaftsordnung im neuen Reich“, 1933) erwiesen den neuen Machthabern mit pronationalsozialistischen Schriften ihre Referenz. Die in Deutschland verbliebenen historischen Soziologen zogen sich auf die philosophisch-anthropologische Ebene zurück<sup>20</sup>. Man kann sagen, daß historische

Soziologie im Dritten Reich – jedenfalls ab 1934/35 – praktisch aufgehört hatte zu existieren<sup>21</sup>.

Bedeutame historisch-soziologische Arbeiten brachte hingegen das Exil hervor, die unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Katastrophe besonders stark zeitdiagnostisch orientiert waren. Dazu sind zu zählen: Karl Mannheim, *Man and Society in the Age of Reconstruction* (1935, 1940), *Diagnosis of our Time* (1941); Adolph Lowe, *The Price of Liberty* (1937), Eduard Heimann, *Communism, Fascism and Democracy* (1938), *Freedom and Order* (1947); Emil Lederer, *State of the Masses* (1940); Joseph Schumpeter, *Capitalism, Socialism and Democracy* (1942); Karl Polanyi, *The Great Transformation* (1944) und natürlich Norbert Elias, *Der Prozeß der Zivilisation*.

Nach dem Ende des Dritten Reiches schienen auch für die historische Soziologie in Deutschland wieder bessere Zeiten anzubrechen. Ihre Vertreter aus der Weimarer Zeit brachten nochmals bedeutende, ebenfalls meist dezidiert zeitdiagnostisch orientierte Werke heraus: Alfred Weber, *Abschied von der bisherigen Geschichte* (1946), *Kulturgeschichte als Kultursoziologie*, 2. Aufl. (1950), *Der dritte oder der vierte Mensch* (1953); Alfred Müller-Armack, *Das Jahrhundert ohne Gott* (1948), *Diagnose unserer Gegenwart* (1949); Alexander Rüstow, *Ortsbestimmung der Gegenwart* (1950, 1952, 1957); Hans Freyer, *Theorie des gegenwärtigen Zeitalters* (1955). Doch anders als zur Zeit der Weimarer Republik, als das historisch-soziologische Paradigma hervorragende wissenschaftliche Nachwuchskräfte anziehen konnte, blieb es nach dem Zweiten Weltkrieg in den deutschen Sozialwissenschaften ohne Resonanz. Die drei Nestoren der bundesdeutschen Nachkriegssoziologie, René König, Helmut Schelsky und Theodor W. Adorno, so zerstritten sie auch untereinander waren, zeigten sich darin einig, daß eine Anknüpfung an die deutsche soziologische Tradition

<sup>19</sup> Der Zeitgenosse Hans Speier geht rückblickend so weit, die historische Soziologie mit der Weimarer Soziologie zu identifizieren: „Die Soziologie galt nicht eigentlich als Spezialfach, sondern als eine Wissenschaft, die sich mit Problemen der Gesellschaft als ganzer und ihrer Entwicklung befaßte“ (Speier 1979: 253). Es gab jedoch auch ein bedeutendes alternatives Konzept der Soziologie, das diese als die Lehre von den sozialen Formen definierte. Es hatte seinen Ursprung in Georg Simmels „Soziologie“ (1908) und wurde später besonders von Leopold v. Wiese vertreten. Im weiteren Sinn – als „systematische Soziologie“ (Aron 1953) – sind ihm auch Ferdinand Tönnies, Hermann Schmalenbach, Alfred Vierkandt und Othmar Spann zuzurechnen. So unterscheidet Aron (1950) treffend „systematische“ und „historische Soziologie“ als die beiden Hauptrichtungen dieses Fachs in Deutschland vor 1933. Zwischen beiden gab es eine verzweigte, bislang noch weitgehend unerforschte Kontroverse um den Gegenstand der Soziologie (eine knappe Skizze findet sich bei Kiss 1975: 88–93), auf die wir hier nicht eingehen können.

<sup>20</sup> Als Beispiele seien aufgeführt: Alfred v. Martin, Nietzsche und Burckhardt. Zwei geistige Welten im Dialog (1940); Alfred Weber, *Das Tragische und die Geschichte* (1943).

<sup>21</sup> Als einzige uns bekannte Ausnahme, die zwischen 1935 und 1945 in Deutschland als „historische Soziologie“ zu qualifizieren ist, läßt sich Müller-Armacks „Genealogie der Wirtschaftsstile“, erschienen in drei Auflagen 1941 und 1944, nennen. Jedoch fehlt hier der für die Weimarer historische Soziologie – auch für Müller-Armack selbst – typische zeitdiagnostische Bezug.

aus der Zeit vor 1933 (also auch die Weimarer historische Soziologie) abzulehnen sei<sup>22</sup>. Die jüngere Generation wandte sich vorzugsweise der empirischen Sozialforschung zu. Die historische Soziologie wurde nicht mehr fortgesetzt und starb mit dem Ableben ihrer Vertreter aus der Weimarer Zeit aus<sup>23</sup>.

## V. Aktuelle Perspektiven der Weimarer historischen Soziologie

Was ist von der Weimarer historischen Soziologie als sozialwissenschaftlichem Paradigma in unserem Fach geblieben? Zumindest für die bundesdeutsche Soziologie muß man sagen: Nichts, oder jedenfalls nur sehr wenig. Soweit sie sich in makrosoziologisch-historischen Dimensionen bewegte, hat sie sich grundlagentheoretisch am Evolutionismus (Modernisierungstheorie) oder am Historischen Materialismus orientiert. Die Max Weber-Rezeption hat hier nicht zu ihrer Wiederbelebung geführt. Es gibt in der Soziologie kein Wissen-

schaftskonzept, das sich an ihr orientiert oder in einer geistigen Verwandtschaft zu ihr steht. Es gibt, anders als in den USA, keine Sektion für historische Soziologie. Nicht einmal der Terminus ist hierzulande gebräuchlich. Kultursoziologie, zur Zeit der Weimarer Republik häufig als Synonym für historische Soziologie verwandt, hat heute eher eine phänomenologisch-mikrosoziologische Konnotation. Der ausdifferenzierte Wissenschaftsbetrieb führt zu einem fachlichen Selbstverständnis, was mit den großen universalgeschichtlichen, zeitdiagnostisch orientierten Synthesen kaum in Einklang zu bringen ist. Dies alles erweckt den Eindruck, als sei die Wissenschaft längst über die Weimarer historische Soziologie hinweggeschritten.

Aber sind die Zustände in unserem Fach wirklich so, daß man diese Soziologie als ein zwar vielleicht interessantes, aber doch überholtes Requisite der Wissenschaftsgeschichte abtun könnte? Wir möchten an drei Beispielen aufzeigen, daß sie auch heute angesichts des aktuellen Forschungs- und Diskussionsstandes Beachtung verdient:

(1) Die moderne Soziologie hat ein differenziertes Theorieangebot und eine kaum überschaubare Fülle von Daten hervorgebracht, aber ihre zeitdiagnostische Kompetenz, d. h. die Fähigkeit, aktuelle Gegenwartsprobleme in makrosozialen und makrotemporalen Dimensionen in ihrer Dynamik und sozialstrukturellen Verflechtung mittels sozialwissenschaftlicher Daten und Theorien zu deuten bzw. zu erklären, ist gering. (Arbeiten von der Art der „Risikogesellschaft“ Ulrich Becks bilden eher die Ausnahme). Wie eindrucksvoll kontrastiert dagegen die zeitdiagnostische Aktivität und Produktivität der Weimarer historischen Soziologie! Dies läßt die Annahme zu – wir können sie hier nicht weiter ausführen und erörtern –, daß die Kategorien, in denen die Weimarer historische Soziologie Geschichte und Gesellschaft denkt, zur Zeitdiagnose geeigneter sind als die des heutigen Theorieangebots.

(2) Soweit sich die Nachkriegssoziologie mit geschichtlichem Wandel befaßte (namentlich die „Theorie sozialen Wandels“), dachte sie diesen, sofern nicht historisch-materialistisch, in aller Regel evolutionistisch (oder quasi-evolutionistisch). Diese Konzeptualisierung sieht sich seit den 80er Jahren wachsender Kritik ausgesetzt (vgl. z. B. Boudon 1986, aber auch etwa Lutz' (1984) Bedenken gegen das „Paradigma kontinuierlicher industriegesellschaftlicher Entwicklung“). In diesem Licht gewinnt die Weimarer historische Soziologie

<sup>22</sup> Dies gilt besonders für König und Schelsky (vgl. Kruse 1990, Kap. I.1.), aber auch Adorno spielte empirische Sozialforschung gegen die geisteswissenschaftlichen Traditionen der deutschen Soziologie aus (vgl. Wiggershaus 1988: 502 ff).

<sup>23</sup> Man kann sagen, daß die Weimarer historische Soziologie als eigenes identifizierbares Paradigma etwa 1965 auslief. 1963 erschien Heimanns Hauptwerk der Nachkriegszeit, „Soziale Theorie der Wirtschaftssysteme“. 1965 gab v. Martin unter dem Titel „Mensch und Gesellschaft“ eine Sammlung historisch-soziologischer Aufsätze mit stark zeitdiagnostischem Zuschnitt heraus. Im gleichen Jahr veröffentlichte Freyer „Schwelle der Zeiten“. Was danach von Heimann, Freyer und v. Martin als noch lebenden Weimarer historische Soziologen in der Bundesrepublik erschien, hatte im wesentlichen einen sozialphilosophischen oder ideengeschichtlichen Charakter, z. B. Heimanns „Theologie der Geschichte“ (1966) oder Freyers „Gedanken zur industriellen Gesellschaft“ (1969). Müller-Armack hat nach seinem Eintritt in die Politik (1952) keine historisch-soziologischen Arbeiten mehr verfaßt. – Inwieweit Schüler etwa A. Webers und v. Martins wie Gottfried Eisermann, Hanno Kesting oder M. Rainer Lepsius einzelne theoriestructurelle und inhaltliche Elemente der Weimarer historischen Soziologie übernahmen, muß hier offenbleiben. – In der Tradition dieses Paradigmas steht jedoch noch „Gesellschaftswandel und Kulturkrise“ (1979) des ehemaligen Heidelbergers Richard Löwenthal, der ansonsten nicht in dieser Weise historisch-soziologisch hervorgetreten war (vgl. Daheim 1989).

mit der ihr eigenen Geschichtsauffassung neue Aktualität. Mit ihren Kategorien zum historischen Prozeß – vor allem „historisch-gesellschaftliche Konstellation“ und „historische Individualität“ – bietet sie Alternativen, Geschichte zu konzeptualisieren, und eröffnet damit neue Lösungsstrategien für Problemstellungen im makrosoziologisch-historischen Bereich.

(3) Oft wird in unserem Fach „eine erhebliche Kluft zwischen einer hochgestochenen und z. T. philosophisch durchsetzten Theoriediskussion und dem laufenden Geschäft empirischer Forschung“ (so Wiswede 1985: 32) beklagt. Die Weimarer historische Soziologie eröffnet *einen Weg*, wie diese Kluft überwunden werden kann, denn sie arbeitet – von Werner Sombart, Max Weber und Franz Oppenheimer bis zu Norbert Elias und Alfred Müller-Armack – theoretisch *und* (historisch)-empirisch.

Es gibt also auch angesichts des aktuellen Forschungs- und Diskussionsstandes guten Grund, der Weimarer historischen Soziologie Interesse entgegenzubringen.

Es sind aber auch Zeichen anderer Art sichtbar, die auf eine mögliche Wiederbelebung der historischen Soziologie hindeuten: Seit den 70er Jahren hat diese Disziplin in den USA und auch in Großbritannien einen bemerkenswerten Aufschwung genommen (vgl. Skocpol 1989, Collins 1986, Roth 1989). Neben die Altmeister Reinhard Bendix, Barrington Moore und Samuel Eisenstadt und andere namhafte historische Soziologen wie Perry Anderson, Immanuel Wallerstein und Charles Tilly sind jüngere Wissenschaftler wie Fred Block, Randall Collins, Jack Goldstone, John Hall, Gary G. Hamilton, Michael Mann, Theda Skocpol, Dennis Smith und Ellen K. Trimberger getreten. Der Aufschwung der historischen Soziologie ist u. a. auf die Max Weber-Rezeption zurückzuführen (vgl. Roth 1989: 409, 419ff) und steht insofern, zumal maßgeblich vermittelt von deutschen Emigranten wie Bendix und Guenther Roth, in einem geistesgeschichtlichen Zusammenhang mit der Weimarer historischen Soziologie. Collins (1986: 1346f) geht sogar so weit, vom „goldenen Zeitalter der historischen und vergleichenden Soziologie“ zu sprechen. Daß er diese Metapher u. a. damit begründet, daß Max Weber als historischer Soziologe unter seinen Zeitgenossen allein gewesen sei, zeigt freilich auch, wie groß der wissenschaftsgeschichtliche Nachholbedarf in puncto Weimarer historische Soziologie ist. Jedenfalls sollten die besagten Tendenzen in der anglo-

amerikanischen Soziologie Herausforderung genug sein, uns der eigenen reichhaltigen historisch-soziologischen Traditionen zu besinnen.

Eine wirklich fruchtbare, die aktuelle Forschung bereichernde Rezeption der Weimarer historischen Soziologie wird es jedoch lediglich dann geben, wenn sie sich nicht *nur* a) auf singuläre Klassiker und b) auf die inhaltliche Ebene erstreckt, sondern jene als Einheit begreift und die *Theoriestruktur* (in der sich die Einheit kristallisiert) miteinbezieht. Unter dieser Voraussetzung besteht eine reelle Chance, jene deutsche sozialwissenschaftliche Tradition wiederzubeleben, deren Geschichte vor etwa 90 Jahren mit dem Paradigmenwechsel von der historischen Nationalökonomie zur historischen Soziologie begann.

## Literatur

- Appel, M., 1987: Der „Moderne Kapitalismus“ im Urteil zeitgenössischer Besprechungen. S. 67–85 in vom Brocke (Hrsg.) 1987.
- Aron, R., 1953: Die deutsche Soziologie der Gegenwart. Stuttgart: Kröner.
- Besson, W., 1961: Historismus. S. 102–116 in: W. Besson (Hrsg.): Geschichte (Fischer-Lexikon). Frankfurt: Fischer.
- Boudon, R., 1986: Theories of Social Change. A Critical Appraisal. Berkely: University of California Press.
- Collins, R., 1986: Is 1980s Sociology in the Doldrums? American Journal of Sociology 91, 2: 1336–55.
- Daheim, H., 1989: Weimarer historische Soziologie – Zeitdiagnosen seit 1945. Bielefeld (Ms.).
- Eckert, R., 1970: Kultur, Zivilisation und Gesellschaft. Die Geschichtstheorie Alfred Webers. Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Gide, C./Rist, C., 1913: Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen. Nach der zweiten durchgesehenen und verbesserten Ausgabe hrsg. von F. Oppenheimer. Jena: Gustav Fischer.
- Haselbach, D., 1985: Franz Oppenheimer. Soziologie, Geschichtsphilosophie und Politik des „liberalen Sozialismus“. Opladen: Leske.
- Herkner, H./Schmoller, G./Weber, A. (1910): Vorwort. S. VII–XV in: Marie Bernays, Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Iggers, G. G., 1971: Deutsche Geschichtswissenschaft. München: dtv.
- Käsler, D., 1985: Soziologische Abenteuer. Earle Edward Eubank besucht europäische Soziologen im Sommer 1934. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kiss, G., 1975: Einführung in die soziologischen Theorien, Bd. II. Zweite, überarbeitete und erweiterte Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Kruse, V., 1990: Soziologie und „Gegenwartskrise“. Die Zeitdiagnosen Franz Oppenheimers und Alfred Webers. Ein Beitrag zur historischen Soziologie der Weimarer Republik. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag.
- Kuhn, T. S., 1976: Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Zweite revidierte Auflage (zuerst 1962). Frankfurt: stw.
- Lindenlaub, D., 1967: Richtungskämpfe im Verein für Sozialpolitik, Bd. 2. Wiesbaden: Steiner.
- Lutz, B., 1984: Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung in Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt: Campus.
- Menger, C., 1883: Untersuchungen über die Methode der Socialwissenschaften und der Politischen Oekonomie insbesondere. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Menger, C., 1884: Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie. Wien: Alfred Hölder.
- Mommsen, W. J., 1973: Max Weber, S. 299–324 in: H. U. Wehler (Hrsg.), Deutsche Historiker. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Neumann, S., 1948: Alfred Weber's Conception of Historicocultural Sociology. S. 353–361 in: H. E. Barnes (Hrsg.), An Introduction of History of Sociology. Chicago: Phoenix Books.
- Oestreich, G., 1969: Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland. Historische Zeitschrift 208: 320–363.
- Oppenheimer, F., 1900: Nationalökonomie, Sociologie, Anthropologie. Zeitschrift für Socialwissenschaft 3: 485–493, 621–633.
- Oppenheimer, F., 1922: Großgrundeigentum und soziale Frage. Zweite, unveränderte Auflage (zuerst 1898). Jena: Gustav Fischer.
- Oppenheimer, F., 1964: Erlebtes, Erstrebtes, Erreichtes. Lebenserinnerungen. Düsseldorf: Joseph Melzer Verlag.
- Rammstedt, O./Köhnke, K. C./Dahme, F. J., 1988: Soziologie in Deutschland im 19. Jahrhundert, Bielefeld (Ms.).
- Rickert, H., 1902: Die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Tübingen und Leipzig: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Rossi, P., 1987: Vom Historismus zur historischen Sozialwissenschaft. Frankfurt: stw.
- Roth, G., 1989: Vergangenheit und Zukunft der historischen Soziologie. S. 406–424 in: J. Weiß (Hrsg.), Max Weber heute. Erträge und Probleme der Forschung. Frankfurt: stw.
- Rothacker, E., 1930: Einleitung in die Geisteswissenschaften, 2. Aufl., Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Schäfer, U., 1971: Historische Nationalökonomie und Sozialstatistik als Gesellschaftswissenschaften. Forschungen zur Vorgeschichte der theoretischen Soziologie und der empirischen Sozialforschung in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Köln/Wien: Böhlau Verlag.
- Schmoller, G., 1883: Zur Methodologie der Staats- und Sozialwissenschaften. Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reich 7,2: 239–258.
- Schmoller, G., 1884: Rez. zu C. Menger, Die Irrthümer des Historismus in der deutschen Nationalökonomie: Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im deutschen Reich 8,2: 333.
- Schorn-Schütte, L., 1984: Karl Lamprecht. Kulturgeschichtsschreibung zwischen Wissenschaft und Politik, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schumpeter, J. A., 1965: Geschichte der ökonomischen Analyse. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Seifert, F., 1925: Der Streit um Karl Lamprechts Geschichtsphilosophie. Augsburg: Dr. Benno Filser Verlag.
- Skocpol, T., 1989: Emerging Agendas and Recurrent Strategies in Historical Sociology. S. 356–391 in: T. Skocpol, Vision and Method in Historical Sociology (zuerst 1984). Cambridge (Mass.): Cambridge University Press.
- Sombart, W., 1894: Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx. Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik 7: 555–594.
- Sombart, W., 1902: Der moderne Kapitalismus, 1. Aufl., Bd. 1. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Sombart, W., 1909: Das Lebenswerk von Karl Marx. Jena: Gustav Fischer.
- Sombart, W., 1966: Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert (zuerst 1896/97). Wien: Europa Verlag.
- Sombart, W., 1987: Der moderne Kapitalismus, 2., neu bearbeitete Auflage, Bd. I, 1 (zuerst 1916). München 1987: dtv.
- Sombart, W., 1987a: Mein Leben und Werk (zuerst 1933). S. 428–434 in vom Brocke (Hrsg.) 1987.
- Speier, H., 1979: Emil Lederer: Leben und Werk. S. 253–272 in: Emil Lederer; Kapitalismus, Klassenstruktur und Probleme der Demokratie in Deutschland 1910–1940. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Tenbruck, F. H., 1959: Die Genesis der Methodologie Max Webers. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 11: 573–630.
- Vom Brocke, B., 1987: Werner Sombart 1863–1941. Eine Einführung in Leben, Werk und Wirkung. S. 11–65 in vom Brocke (Hrsg.) 1987.
- Vom Brocke, B. (Hrsg.), 1987: Sombarts „Moderner Kapitalismus“. Materialien zur Kritik und Rezeption. München: dtv.
- Weber, A., 1912: Das Berufsschicksal der Industriearbeiter. Ein Vortrag. Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 34: 377–405.
- Weber, A., 1948: Begegnungen mit Th. G. Masaryk, in: Rhein-Neckar-Zeitung Nr. 116 vom 18. Sept., Heidelberg.
- Weber, A., 1951: Prinzipien der Geschichts- und Kultursoziologie. München: Piper.
- Weber, A., 1955: Die Jugend und das deutsche Schicksal. Persönliche Rückblicke und Ausblicke, in: Elga Kern (Hrsg.), Wegweiser in der Zeitenwende. München/Basel.

- Weber, A., 1982: Haben wir Deutschen nach 1945 versagt? Politische Schriften. Frankfurt: Fischer.
- Weber, M., 1973: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 4. Auflage (zitiert: WL), Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).
- Whimster, S., 1988: Die begrenzten Entwicklungsmöglichkeiten der Historischen Soziologie im „Methodenstreit“: Karl Lamprecht und Max Weber, in: W. J. Mommsen/W. Schwentker (Hrsg.), Max Weber und seine Zeitgenossen. Göttingen/Zürich: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Wiggershaus, R., 1988: Die Frankfurter Schule. München: dtv.
- Windelband, W., 1904: Geschichte und Naturwissenschaft (zuerst 1894). Straßburg: J. H. Ed. Heitz.
- Winkel, H., 1977: Die deutsche Nationalökonomie im 19. Jahrhundert. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Wiswede, G., 1985: Soziologie. Ein Lehrbuch für den wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Bereich. Landsberg: Verlag Moderne Industrie.